

THOMAS HÜRLIMANN · BERLIN

WER KÖNNTE DAS EINE NICHT LIEBEN?

*14 Stationen**

Unter Universum verstehen wir heutzutage das Ganze, das Gesamte, das Weltall. Ursprünglich war es eine Wortschöpfung von Augustinus, aus dem Lateinischen *versus*: gegen, in Richtung auf, und *unum*: das Eine. Universum: Auf das Eine zu, ins Eine gewendet. Augustinus wollte damit sagen, dass Denken und Philosophieren eine Suche nach dem Einen ist, wobei das Eine Gott, aber auch die Seele sein kann.

Mein Thema lautet: Gibt es eine Verwandtschaft zwischen Theologie und Literatur? Die Antwort sei vorweggenommen: Ja. Beide Disziplinen sind universell. Sie suchen Gott und die Seele. Deshalb eignet sich die Wortschöpfung des Augustinus als Richtungsweiser für unseren Gedankengang. Er führt über 14 Stationen, und wie es hierzulande üblich ist, gibt das gelbe Wegschild nicht nur das Ziel an, unum, sondern auch die Zeit, die es braucht, um es im Wandersschritt zu erreichen: 30 Minuten.

1

Die erste Reise versus unum unternahm Parmenides. Ihm wiesen Jungfrauen den Weg, und «vielverständige Stuten» zogen seinen Wagen mit gewaltiger Kraft. Parmenides berichtet, wie die Achse in den Naben pfeift, wie seine Fahrt vor ein großes Tor führt, wie eine Göttin dessen Riegel aufschiebt und ihn, den jungen Mann, mit einem Lichterguss willkommen heißt. Parmenides ist Philosoph, seine Auffahrt zur Göttin jedoch teilt er literarisch mit, im Gedicht, und so zeigt sich von Anfang an, dass das, worüber man nicht sprechen kann, nicht unbedingt, wie Wittgenstein meint, ins Schweigen münden muss.

THOMAS HÜRLIMANN, geb. 1950, vielfach ausgezeichnete Schweizer Schriftsteller. Zuletzt erschienen die Romane «Fräulein Stark» (2001) und «Vierzig Rosen» (2006) sowie der Essay «Nietzsches Regenschirm» (2015).

Wo die begründende Sprache des Philosophen aufhört, beginnt der Dichter zu dichten. Er begründet nicht, er erzählt, er zeigt auf. Deshalb offenbart Parmenides die Offenbarung, die ihm durch die Göttin widerfährt, als Lyriker. Wir müssen ihm den göttlichen Ursprung seiner Offenbarung glauben, er liefert keine Beweise, er sagt nur: Durch das göttliche Licht habe ich erfahren, dass das Sein ist. Und dass es, da von ihm gedacht, mit dem Denken identisch sei.

Sein und Denken, ergibt sich aus der Offenbarung, sind eins, und so wurde das *unum* auch für Platon, den großen Deuter des lyrischen Reiseberichts von Parmenides, zum «Seinsgrund». Beide Philosophen verkünden ihr Axiom poetisch. Parmenides wird vom Licht, das aus dem offenen Tor brandet, zugleich geblendet und erleuchtet, und im berühmten Sonnenvergleichnis in der «*Politeia*» sagt Platon, dass über allem Seienden die Sonne des Seins glüht, das *unum*, die *forma formarum*, die Einzelformen nicht aufsaugt, sondern überhaupt erst ermöglicht. Das Sein ist. Und es ist absolut. Äon. Ewig. Unteilbar. Aber die Seinssonne strahlt auf eine Sinnenwelt herab, die nach Begründungen verlangt, und damit sind wir bei der 2.

2

Ihr sagt: Die 1 ist die kleinste Ziffer. Ich sage mit Parmenides, Platon und den Platonikern: Am Anfang war die 1, und die 1 zerfiel in zwei Hälften, wodurch die 2 entstand und mit ihr der Zwiespalt, der Zweifel, der Zerfall in immer kleinere Einheiten. Für mich ist die 3 ein Drittel des Ganzen, die 4 ein Viertel, die 5 ein Fünftel, weshalb mich Umsätze und Abrechnungen nicht interessieren, was sind schon Millionen, gar Milliarden – ich bleibe auf das Eine gerichtet. Einszahl = Seinszahl.

Ich behaupte außerdem: Zahlen können Eigenschaften haben, wie die 7, die mir Glück bringt, oder die 13 (in Italien die 17), die Unglück verheißt. Dagegen sagt ihr: Glücklicherweise hat Aristoteles die platonische Zahlenwelt wie ein Kartenhaus zum Einsturz gebracht – mit dem Argument, jede Zahl müsse homogen und mathematisch gleich groß sein, sonst sei Rechnen unmöglich. Klar, damit hatte Aristoteles den Quantitäten die Qualität abgesprochen, und ihr seid euch sicher: zu Recht. Auf dieser Basis werden Brücken berechnet, Fahrpläne aufgestellt, Preise ausgehandelt, Zeiten fixiert, Bilanzen frisiert, Umfrageergebnisse publiziert. Messbar soll sie sein, unsere Welt, und unser Verhältnis zu ihr rational.

3

Carter «Doc» McCoy war ein Rationalist, für den ein Banküberfall «eine Arbeit war wie jede andere». Doc McCoy ist die männliche Hauptfigur

im Kriminalroman «Getaway» von Jim Thompson, erschienen 1958, berühmt geworden durch Sam Peckinpahs Verfilmung mit Steve McQueen. Gemeinsam mit Carol, seiner Frau, einer ehemaligen Bibliothekarin, hat Doc die Bank von Beacon City überfallen, dabei geht einiges schief, und es beginnt eine rasante Flucht, Getaway, quer durch die USA, der mexikanischen Grenze entgegen.

Wie die Auffahrt des Parmenides ist auch dieser hartgesottene Krimi der Bericht einer Reise, und nicht zufällig, vermute ich, benutzt das Gangsterpaar neben anderen Fahrzeugen auch einen Planwagen, der von einem Gaul gezogen wird. Ja, auch Doc McCoy und Carol, seine Frau, folgen einem Wegweiser, den Augustinus aufgepflanzt hat: *versus unum*. Auf das Eine zu.

4

Die 4 galt den Pythagoräern als heilig, denn es war die Zahl der Elemente (Feuer, Wasser, Erde, Luft), der Himmelsrichtungen, der Jahreszeiten, und obwohl ihr mit Aristoteles einig seid, Zahlen seien nur Quantitäten, werdet ihr zugeben müssen, dass die 4 bis zum heutigen Tag ihre magische Kraft entfaltet. Die Turmuhren schlagen die Viertelstunden, wir wohnen in einem Viertel, trinken abends ein Viertel Roten, allerdings nicht als Quartalsäufer, tanzen im Dreivierteltakt, und freuen uns, wenn das Geschäft von Quartal zu Quartal besser läuft. Zugegeben, wenn ihr eine Brücke baut, ist es mir lieber, ihr haltet euch an homogene Zahlen. Aber ist die Magie wirklich erloschen?

Nehmen wir als Beispiel den Boss der Firma, die die Brücke errichtet. Selbstverständlich berechnet er die Statik mit einer Zahlenordnung, worin die 1 hundert Mal kleiner ist als die 100, doch wie sähe er sich im Organigramm seines Betriebs? Als die Nummer 1. Mit andern Worten: Rechenoperationen werden selbstverständlich aristotelisch durchgeführt, das Zahlengefüge des Lebens jedoch blieb durch alle Jahrhunderte platonisch. Die 1 ist die Bestnote, und der Sieger steht auf dem Podest mit der Nummer 1.

Eines Abends, als beim Essen der Fernseher lief, musste ich feststellen, dass ich ein herzloses Monstrum bin. Während Bilder eines Erdbebens über den Schirm flackerten, kaute ich ungerührt weiter. Heute weiß ich, warum. Wird mir das Leid eines einzelnen Menschen gezeigt, kann ich nicht hinschauen, geschweige denn weiteressen. Auch die Qualen eines einzelnen Kätzchens würde ich nicht aushalten, keine Sekunde, die große Zahl jedoch tangiert mich kaum. Leid im Plural spricht nicht zur Seele. Das heißt: In unserem Gefühlsleben sind wir Platoniker und stets *versus unum*, auf das Eine, gerichtet. Die Einszahl ist die Seinszahl. Den Plural kann man nicht lieben. «Wer Menschheit sagt», so ein scharfes Diktum von Carl Schmitt, «der will betrügen.»

5

Die Literatur erzählt anhand eines Einzelschicksals, was uns alle betrifft. Dies belegen Abertausende von Titeln, die aus Eigennamen bestehen: *Angefangen* von der Odyssee des Odysseus über den Grünen Heinrich, *Madame Bovary*, *Anna Karenina* bis zu *Lolita*. Der Plural findet in der Literatur nicht statt.

Sie ist fiktiv, aber sie betrügt nicht. Niemals faselt sie von der Menschheit, und weil sie uns von einem Einzelwesen erzählt, wird es zu unserm Spiegel – selbst dann, wenn es sich, wie bei Doc McCoy, um einen skrupellosen Gangster handelt. Mit ihm fürchten wir die Bullen, ballern wir uns den Fluchtweg frei und merken kaum, dass wir die Ordnung, auf die wir als Bürger einigen Wert legen, kaltschnäuzig verachten.

6

Noch leichter fällt die Identifikation, wenn die Geschichte zur Liebesgeschichte wird. Mit Carol lieben wir Doc, mit Doc lieben wir Carol – und damit sind wir wieder bei Platon. Platon zeigt in wundervollen Dialogen auf, dass es auch uns Sterblichen möglich ist, aus dem Irdischen versus unum zu transzendieren: in der Liebe. Da erleben wir, lässt er Sokrates lässig erläutern, dass unsere Seele unteilbar ist, ewig. Denn jenseits der Zeit, in vorgeburtlichen Räumen, hat die Seele schon alles geschaut, auch die Anima, das Urbild der Frau, oder den Animus, das männliche Urbild.

Die Urbilder nimmt die Seele mit in den Leib, und so hofft der beseelte Mensch von Geburt an, im Irdischen ein Abbild seiner Urbilder wiederzufinden. Die Seele sehnt sich nach dem Schönen, das sie im Ewigen geschaut hat. Diese Sehnsucht ist ein immerwährendes Begehren, und nicht zufällig wird Amor als Pfeilschütze dargestellt. Wahre Liebe ist Liebe auf den ersten Blick. Carol erkennt in einem Mann, den es zufällig in ihre Bibliothek verschlagen hat, ihren Animus – Jim Thompson erzählt diesen Vorgang in einer Retrospektive so erstaunt, als könnte er ihn selbst nicht verstehen. Das spricht für ihn.

Wie soll man begreifen, dass eine bereits etwas jumpferige Bibliothekarin, die erbauliche Bücher ausleiht, alles stehen und liegen lässt, scharfe Klamotten anzieht, sich hinter das Steuer eines Cabrios klemmt und einem Gangster folgt? So etwas kann man nicht begründen, man kann es nur berichten. Es geschieht. Wenn Doc McCoy die Tür zur Bibliothek öffnet, widerfährt Carol das Gleiche wie Parmenides vor dem Tor der Göttin. Indem Carol in Doc den Animus wiedererkennt, den Einen, transzendiert sie aus dem Irdischen ins Überzeitliche, ins Ewige.

7

Einen Aufsturz ins Ewige, ein Transzendieren, besingt auch das Hohelied Salomonis. Gott erschuf die Geschöpfe, und indem sich Braut und Bräutigam vereinen, kehren sie zurück in die *consortium dei*, in die Gemeinschaft mit dem Schöpfer.

Thomas von Aquin, der wohl bedeutendste Theologe aller Zeiten, wollte am Ende seines Lebens einen Kommentar zum Hohelied verfassen; dazu ist er leider nicht mehr gekommen, aber aus seinem Werk können wir schließen, was ihn am Lobgesang Salomons fasziniert haben muss. Die große Frage des Aquinaten lautete: Wie kann die unteilbare Seele eins werden mit dem unum dei?

Um diese Frage zu lösen, hat er sich sowohl an Platon wie an Aristoteles gehalten. Als Gottgläubiger war er Platoniker. Er hatte ein zirkuläres Weltbild und war überzeugt, dass die Flüsse gemäß dem Schriftwort zu ihren Quellen zurückkehren. Alles kommt aus Gott und kehrt in Gott zurück. Diese Kehre jedoch führt durch eine aristotelische Welt, und das gilt, so Thomas in der «Summa Theologiae», sogar für Christus, den Sohn Gottes. Bereits im Titel seines Werks ist dies angedeutet. Es wird summiert, es wird gezählt.

Besonders deutlich wird dies, wenn der Aquinat das Leben Jesu in vier Stufen unterteilt. Sie führen vom *ingressus*, dem Eintritt des Gottessohns in die Welt, über den Lebensablauf, *progressus*, und den Abschied, *exitus*, in die *exaltatio*, in die Erhöhung. Das Leben Jesu, ergibt sich aus diesen Stufen, ist eine Rückreise durch die aristotelische, also durch die messbare, die begründbare Wirklichkeit zum platonischen unum, zum Vater.

Eine Rückreise, dürfen wir anmerken, ist auch die Liebe von Braut und Bräutigam im Hohelied – und ebenso, auf der Flucht quer durch Amerika, die Liebe von Doc und Carol. Allerdings wird das, was bei Salomon ein Lobgesang ist, bei Thompson zur Schilderung eines Höllentrips. Damit erweist er sich als Schüler des Aquinaten. Denn auch der *Doctor angelicus* ist der Meinung, dass wir nicht ungeprüft von der aristotelischen Welt in den platonischen Himmel gelangen. Unser Leben, auch unser Lieben, kann ein Gang durch die Finsternis sein, eine *via crucis*, ein Kreuzweg.

8

Thomas von Aquin war schmerzempfindlich und entwickelte, etwa bei Zahnweh, einen hohen Grad an *abstractio mentis*. Er entdeckte für sich, dass er die Schmerzen vergisst, wenn er sich ganz dem logischen Denken überlässt. Vor einigen Monaten wurde ich zur Untersuchung in eine CT-Röhre geschoben, und da ich wusste, was mich erwartete, hielt ich mich an die

Methode des Aquinaten. Zu diesem Zweck wollte ich mir eine bestimmte Wegstrecke einprägen, die ich dann, in der Röhre steckend, so konzentriert memorieren würde, dass mein Verstand ganz und gar mit dem Memorieren beschäftigt wäre und nicht in die Panik abstürzen würde.

Ich fand diesen Weg in einem Stationenweg über Walchwil. Ich lernte ihn auswendig, und tatsächlich, die Methode half mir, den Trip zu überstehen. Ich trug einen Helm, war mit Bleigürteln festgeschnallt und hatte an der Nasenspitze die Decke. Man wird eingedost wie eine Zigarre. Dauer: So lang wie dieser Text. Und ich schwöre euch, einzig und allein durch die *abstractio mentis*, die volle Konzentration auf den auswendig gelernten Weg, habe ich den Trip überstanden. Während der Körper die horizontale Zigarre war, durchwanderte mein Geist als Pilger den Stationenweg im Frühlingswald am Walchwiler Berg.

9

Die *via crucis* führt von Station I, Jesus wird zum Tod verurteilt, bis zu Station XIV, der Grablegung. Dreimal kommt Jesus zu Fall, dreimal begegnet er Frauen: seiner Mutter, Veronika mit dem Schweiß Tuch und den weinenden Töchtern Jerusalems. Die drei Stationen X, XI und XII stellen die Kreuzigung dar, und die Station XIII ist die *Pietà*, eine Szene, die die Evangelien nicht enthalten.

Jede Station ist archetypisch, jedes Bild eine Ikone, und die Steigerung zum tragischen Höhepunkt, der von zwei letzten Szenen gefolgt wird, der *Pietà* und der Grablegung, ist klassische Dramaturgie: antikes Drama; Shakespeare; Racine. Insofern hatte ich instinktiv die richtige Wahl getroffen. So ein Kunstwerk kann man sich ohne weiteres merken. Jeder *passus* der *passio* ergibt sich aus dem andern. Man durchschreitet ein gestuftes Gefüge und merkt im Durchschreiten, wie gültig, wie schön, wie logisch diese Stufen gebaut sind.

10

Wieso hat die *via crucis* 14 Stationen? Vermutlich hängt es mit der Geheimzahl der Pythagoräer zusammen, der 10. Sie ergibt sich aus dem Zusammenzählen der vier heiligen Zahlen: $1 + 2 + 3 + 4 = 10$. Die 10 und die 4 sind in der antiken Philosophie, im Judentum und im Christentum omnipräsent. 10 Gebote, 4 Evangelien, 14 Römerbriefe. Das Land der Apokalypse hat vier Ecken, das Kreuz vier Enden, und der Aquinat teilt seine Werke, die Summen, in vier Teile. Der Kreuzweg, haben wir eben gesehen, hält sich ebenfalls an das Schema $10 + 4$. Mit der zehnten Stufe ist Golgota erreicht, da endet der Weg, das Kreuz wird errichtet.

Ernst Bloch, der marxistische Hegelianer, war über die 14 Stationen des Kreuzwegs keineswegs erstaunt – ihr ahnt warum: Hegels Weltgeist rollt über 14 Stufen aufwärts zum absoluten Wissen. Bloch: «Hegels Stufen und Stadien halten sich von magischen Bezügen fern, obwohl nicht ganz so von mystischen. Seine Stufen sind die vierzehn memorierten Stationen auf der Reise des Bewusstseins durch Geschichte und Welt zur Selbsterkenntnis.» Am Schluss steht bei Hegel die große Absolution: die Versöhnung des Geistes mit seinem Weg zu sich selbst. Auf Golgota, so Bloch, endet die «durchdialektisierte Subjekt-Objekt-Beziehung im idealistischen Ziel, in der Aufhebung des Objekts». Gottes Sohn kehrt heim zum Vater, ins unum.

11

Theologie und Literatur, sagte ich am Anfang, seien nicht begründende, vielmehr aufzeigende Disziplinen. Was zeigen sie auf? Mircea Eliade weist in seinem Werk «Das Mysterium der Wiedergeburt» anhand vieler Religionen und Kulte nach, dass der Gang versus unum eine Initiation ist und häufig nach demselben Muster abläuft. Wir müssen einen Tod erleben, um in der Erleuchtung wiedergeboren zu werden.

Eine Initiation ist die Reise des Parmenides zum Seinstor, das die Göttin ihm öffnet. Eine Initiation ist der Weg Christi in den Tod und die Auferstehung. Eine Initiation ist auch die Flucht von Carol und Doc McCoy in «Getaway»: Kurz vor der Grenze zu Mexiko werden sie von den Bullen eingekreist. Da erscheint am Straßenrand Mae Santis, eine ledrige Gangsterchefin, holt die beiden aus dem Wagen und führt sie zu einem vorbereiteten Versteck: zwei Erdlöcher, jedes etwa so lang und schmal wie ein Sarg, tief unter der Wasseroberfläche eines sumpfigen Teichs.

Eine Röhre für Doc, eine Röhre für Carol. Wie Zigarren werden sie eingedost. Geringer Luftvorrat. Ersticken. Ohnmacht. Aber die Hunde verlieren am Ufer die Spur, die Bullen suchen den Teich vergeblich nach Leichen ab, und als sie abgezogen sind, kann Mae Santis das Paar aus seinen Gräbern befreien. An der Luft kommen sie wieder zu sich und gelangen übers Meer in ein Reich, irgendwo in Südamerika gelegen, das eine Art Gangster-Himmel ist. Bei El Rey, dem Boss der Bosse, erhalten sie Asyl. Lauter Villen. Palmen und Pools und ein ganzer Haufen von Rentnern, die mit ehrlicher Arbeit, wie sie gern erzählen, mit Morden und Überfällen und Betrügereien im aristotelischen Zahlengefüge zu einem platonischen Otium gelangt sind. Es riecht ein bisschen nach Monaco. Und nach meiner Heimat, dem steuergünstigen Kanton Zug.

12

In der Röhre machte ich eine seltsame Erfahrung. Es war eine Art Initiation. Ich musste einen kleinen Tod sterben, um in ein neues Licht zu kommen. Dieses Licht war tatsächlich eine Erkenntnis: Man hatte einen Tumor erkannt, der nun behandelt werden konnte. Damit erwies sich die Eindosung als sinnvoll, aber nach meinem Trip, den ich ja als geistiger Pilger absolvierte, ging mir noch ein anderer Sinn auf. Die Bilder waren wie ein Fluss durch mein Hirn gezogen, ohne dass ich mich anstrengen musste, mit anderen Worten: Das vollendete Kunstwerk der *via crucis* hatte mich geführt, mehr noch: Es hatte mich getragen.

Wie war das möglich gewesen? Ganz einfach. Indem der *homo viator* seinen Weg ging, ging die Erkenntnis in ihn ein, dass der Weg ein Gefüge sichtbar macht, das auf das *unum* ausgerichtet ist. Aber keine Angst, um diesem Gefüge zu begegnen, müssen Sie sich nicht in die Röhre schieben lassen. Die Königin der Kunst und der Wissenschaften, die Musik, wurde uns von den Göttern, den Winden und den Vögeln geschenkt, damit wir im lustigen Lärm das Gefüge vernehmen können.

Etwas Ähnliches erlebt der Mathematiker, wenn plötzlich eine schwierige Gleichung aufgeht. Und in meiner Novelle «Fräulein Stark» gibt sich der Stiftsbibliothekar von St. Gallen eine Heidenmühe, seinem Neffen beizubringen, dass die Einteilung einer Bibliothek weitaus bedeutender sei als der Inhalt der einzelnen Werke. Der Neffe versteht nur Bahnhof. Mittlerweile ist der Neffe selber ein Onkel und weiß: Wir Onkel haben recht. Lesend oder Musik hörend, Mathematik treibend oder theologischen Rätseln nachsinnend und mal glücklich, mal unglücklich die Eine liebend, sind wir auf einer Suche, die den heiligen Zahlen gilt. Sie verbergen sich im Chaos, aber manchmal schimmern sie durch, manchmal erglüht im Dunkel das Gefüge, die Hierarchie, *id est*: die heilige Ordnung, die aus der Tiefe der Mythen zurückreicht in den Anfang.

14

Endstation. Sie haben es bemerkt, ich halte es wie die Deutsche Bahn. Im ICE fehlt der Wagen 13. Die Deutsche Bahn, könnte Ernst Bloch sagen, «ist nicht ganz frei von mystischen Bezügen». Wir, obwohl in die messbare Welt des Aristoteles verbannt, sind es auch nicht. Deshalb fasziniert uns die Theologie. Deshalb sind Bücher, wie mein Verleger Egon Ammann zu sagen pflegt, Lebensmittel – Überlebensmittel, Anleitungen zur Transzendenz.

Ich betone: Wir sind auf der Suche! Denn das Wort des Augustinus gilt immer noch: *versus*. Es bleibt bei der Richtung, bei der Annäherung, das *unum* selbst ist Mysterium, ist Offenbarung. Das ist wohl auch der Grund,

weshalb Thomas von Aquin den Kommentar zum Hohelied nicht mehr geschrieben hat. Der König von Neapel hatte ihm eine neue Schule und genügend Sekretäre zur Verfügung gestellt, damit er endlich den vierten und letzten Teil der «Summa» fertig diktieren könne.

Nehmen wir an, es waren 14 Sekretäre. Sie standen stundenlang, tagelang, wochenlang bereit, jeder an seinem Pult, mit gezückten Federn. Ihr Warten war vergeblich. Am Morgen des 6. Dezember hatte der *Doctor angelicus* während der Messe eine Erleuchtung – wie Parmenides vor dem Tor. Es war der Count-Down. Wenn wir rückwärts zählen bis zur 1, dann knallt's. Der Rest war Schweigen. Einen einzigen Satz soll Thomas von Aquin vor seinem Tod im März noch gemurmelt haben, von 4 der 14 Sekretäre festgehalten: «*Omnia quae scripsi videntur mihi paleae*» – alles, was ich schrieb, kommt mir vor wie Stroh. Klar, wenn sich über dem Seienden die Glutpfanne der Seinszahl offenbart, dann wird alles andere zu Stroh.

ANMERKUNGEN

* Dies ist die Rede, die Thomas Hürlimann am 25. November 2016 anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Theologische Fakultät der Universität Basel gehalten hat. Der Text erschien zuerst am 10.12.2016 in der *Neuen Zürcher Zeitung*.